

pathie, sondern von Solidarität, die jeden einschließt (auch Sascha aus der dritten Bank . . .);

- über ein fundiertes theologisches Wissen verfügen, denn nur so können sie sachgerecht reduzieren;
- möglichst eine sonderpädagogische Zusatzausbildung haben, denn die Zahl der Lern- und Verhaltensstörungen wächst;
- Methoden und Materialien gezielt und flexibel handhaben;
- teamfähig sind, denn nur in einer Gruppe kann man sich holen, was zum Überleben nötig ist: Aufmunterung, Korrektur, Durchhaltevermögen, neue Ideen – eben Jesu Geist;
- das glauben, was sie leben, und das leben, was sie glauben, denn Schüler spüren, wenn das eine mit dem anderen nicht übereinstimmt.

Der Religionsunterricht muß

- ökumenisch sein, denn bei Schülern, die meinen, der Papst sei evangelisch (Metzger, 3. Lehrjahr) und habe die Bibel geschrieben (Bäcker, 2. Lehrjahr), kann man weder Kontrovers- noch Versöhnungstheologie betreiben, sondern nur eine Art christlicher Basiskatechese;
- handfeste Arbeit sein, denn nur so wird er von Berufsschülern ernstgenommen, nur so ist er gegenüber den Betrieben, die auch für die Schulzeit Ausbildungsvergütung bezahlen, zu halten. Arbeit – das ist zielgerichtetes Tun, das für mich auch die (Selbst-)Kontrolle durch Tests einschließt;
- Raum haben für Witze und Geplänkel, Erzählungen der Schüler, Besprechen aktueller Probleme in Klasse oder Betrieb, für Musisches, für Spiele und kleine Feiern – kurz: für ein freies Wehen des Geistes Jesu.

Das wäre nun ein schönes Schlußwort. Doch es bedarf einer Ergänzung. Wenn ich Erfahrungen mit Berufsschülern aufschreibe, setzt ein merkwürdiger Prozeß ein: Je mehr ich schreibe, desto sympathischer werden mir die Schüler, desto griffiger die Inhalte. Am Ende komme ich mir noch als gute Religionslehrerin vor . . . Da hilft nur eins: das Codewort „Daniel D.“. Daniel D. war mein schlimmster Schüler (was etwas heißen

will). Den Unterricht in seiner Klasse konnte ich nur überstehen, mitnichten gestalten. „Daniel D.“, der mich übrigens herzlich grüßt, wenn wir uns über den Weg laufen, ist mein bewährtes Gegenmittel gegen die Idealisierung von Erlebtem, gegen die Flucht vor der Praxis in die glatte Theorie.

Um die Spannung auszuhalten zwischen dem Machbaren und dem Möglichen – dazu brauchen Religionslehrer an der Berufsschule mehr denn je den Geist Jesu.

## Gabriele Bußmann

### Erfahrungen aus der Schulseelsorge

*Zehn Jahre lang hat Frau Bußmann jetzt in der Schulseelsorge des Bistums Münster mitgearbeitet. Ihr Erfahrungsbericht zeigt, wie gering die christliche Glaubenssubstanz bei dem Großteil der jungen Menschen von 14 bis 23 Jahren, mit denen sie es zu tun hat, inzwischen ist. Man müsse von einem vollzogenen Traditionsabbruch sprechen. Mit Lebensperspektiven, die über die nächsten Jahre hinausgehen, tun sich diese Jugendlichen sehr schwer; sie sind aber unter bestimmten Umständen zu großem Engagement bereit. Der Geist wird vielleicht dort spürbar, wo sie in Gruppengesprächen den Wunsch haben, sich und die anderen „richtig“ kennenzulernen, wenn sie Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen aufbauen wollen. Schulseelsorge und Kirche allgemein haben die Aufgabe, Freiräume für solche Erfahrungen zu ermöglichen.*

Die folgenden Ausführungen sind im Stil eines Erfahrungsberichtes geschrieben; damit ist ein Vielfaches verbunden:

Erfahrungsbericht heißt erstens: Ich will meine Erfahrungen als freie Mitarbeiterin im Laufe von zehn Jahren Schulseelsorge mit Schülern und Schülerinnen verschiedener Schultypen (Hauptschule, Realschule, Gymnasium, Fachschule) im Alter von 14 bis 23 Jahren aus dörflich-ländlichen Gebieten sowie aus klein- und mittelstädtischen Gebieten reflektieren. Dabei will ich versuchen, mögliche Entwicklungstrends nachzuzeich-

nen, wie ich sie in den vergangenen Jahren erlebt habe. Ich will keine Ausführungen über die Jugend allgemein oder über die Religiosität von Jugendlichen machen.

Erfahrungsbericht heißt zweitens: Meine Ausführungen sind subjektive Wahrnehmungen von Jugendlichen, ihrer Lebensweise, ihrer Kultur; ich habe kein statistisch abgesichertes Datenmaterial anzubieten, kann auf keine systematische Untersuchung verweisen. Dennoch habe ich in den letzten zehn Jahren schätzungsweise mit annähernd 1000 Jugendlichen und jungen Erwachsenen in einem mehrtägigen Kommunikationsprozeß im Rahmen von „Tagen religiöser Orientierung“ und „Religiösen Schulwochen“ gestanden, so daß ich meine Aussagen als „valide“ bezeichnen würde.

Erfahrungsbericht heißt drittens: Diese Ausführungen sind auch bestimmt durch meine eigene katholische Sozialisation; sie spiegeln meine eigenen „blinden Flecke“ in der Wahrnehmung und Interpretation von Themen und Problemen im Umgang mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen wider. Und sie geben ebenso Aufschluß über das, was mir in meinem Leben wichtig und weniger wichtig ist.

#### Schulseelsorge im Bistum Münster

Ich werde nicht eingehen auf die Entwicklungsgeschichte verschiedener Formen von Schulseelsorge, auf damit verbundene legitimatorische oder konzeptionelle Fragen. Zu diesen Fragen gibt es in (fast) allen Bistümern Informationsmaterial.

Zur Arbeit nur so viel: Schulseelsorge im Bistum Münster versteht sich als „Dienst der Kirche in den Schulen“. Sie findet u. a. in zwei Formen statt, auf die sich auch meine Erfahrungen beziehen:

- Als Angebot von Tagen religiöser Orientierung (TrO), das sind drei- bis fünftägige Tagungen von einzelnen Schulklassen in einem Bildungshaus.
- Als Religiöse Schulwochen (RSW), das sind Veranstaltungen in der Schule in Form von Schülergesprächsgruppen, Gottesdienst- und Meditationsangeboten. Die Schülergesprächsgruppen finden am Vormittag in 45- bis 90minütigen Einheiten statt; in der übrigen Zeit haben die SchülerInnen „normalen“ Unterricht.

Themen und Inhalte sind nicht vorgegeben; die Teilnahme ist „freiwillig“ (für nicht teilnehmende SchülerInnen findet in der Regel Unterricht statt, was zu einer hohen Teilnahme an den Veranstaltungen im Rahmen der Schulseelsorge führt. Denn: „Es ist immer noch besser, hier [in den Gesprächsrunden] zu sitzen als Unterricht zu haben“ – so die Aussage vieler SchülerInnen.

Erklärtes Ziel der Schulseelsorge ist es, in Kooperation mit den Schulen innerhalb der Schule Freiräume zu ermöglichen, in denen Fragen der Selbstfindung und Selbstvergewisserung im Mittelpunkt stehen, unabhängig davon, ob und wie sich der einzelne am Leben der Kirche beteiligt.

#### 1. Vollzogener Traditionsabbruch

Mein Eindruck ist, daß das Stichwort von einer „Tradierungskrise des Glaubens“ die Entwicklung sowohl im ländlichen als auch im eher städtisch geprägten Raum (Unterschiede sind nur gradueller Art) beschönigend wahrnimmt; denn der Traditionsabbruch hat sich schon lange vollzogen.

Bildeten vor einigen Jahren Fragen nach dem Sinn des Glaubens, nach der Bedeutung des sonntäglichen Kirchganges, nach der Notwendigkeit der Zugehörigkeit zur Kirche, um Christ zu sein, Auseinandersetzung mit dem eigenen Gottesbild und seiner Bedeutung für die Lebensbewältigung, und insbesondere Fragen kirchlicher Moral noch einen wichtigen Bestandteil im Themenkatalog, so kommen diese Themen heute nicht mehr vor, oder sie entpuppen sich, wenn sie überhaupt noch vorgeschlagen werden, als „uneigentliche“ Themen, die durch „Erwartungserwartungen“ der Schüler präformiert sind.

Es scheint so zu sein, daß für das Selbstkonzept der SchülerInnen weder christliche Gehalte noch die Aussagen der Kirche von Relevanz sind, und man setzt sich auch nicht (mehr) mit ihr/ihnen auseinander. Für die meisten SchülerInnen sind kirchliche Moralvorstellungen passé. Diese Einstellung wird in vieler Hinsicht von den Eltern unterstützt und mitgetragen: der sonntägliche Kirchengang ist keine familiäre Pflichtveranstaltung mehr, ganz zu schweigen vom Empfang der Sakramente (Buße). Sexualität, Pille usw.

sind häufiger als früher in den Familien keine Tabuthemen mehr; für viele Mädchen ist die Mutter in diesen Fragen – neben der besten Freundin – Ansprechpartnerin. Bei den meisten SchülernInnen herrscht eine Aversion und Empfindlichkeit gegenüber moralisierenden und indoktrinierenden Aussagen, und als solche werden die offiziellen Verlautbarungen der Kirche erlebt (falls man sie überhaupt noch zur Kenntnis nimmt).

Der innere Abschied und Abstand von der traditionellen Religion und ihren Ausdrucksformen wird auch deutlich angesichts des Teilnahmeverhaltens in bezug auf gottesdienstliche Angebote im Rahmen von TrO oder RSW. Zur Vorbereitung der Gottesdienste kommen in der Regel nicht mehr als fünf bis acht SchülerInnen, bei einer Gesamtteilnehmerzahl von häufig bis zu 200. Zur Feier der Gottesdienste kommt nur ein Bruchteil derer, die an den Gesprächsrunden teilnehmen:

Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die heute noch aktiv in der Kirche/Gemeinde engagiert sind, sind Ausnahmen; diejenigen, denen Glaube/Religion für ihre Lebensgestaltung wichtig sind, stehen heute unter einer Legitimationsverpflichtung gegenüber ihren MitschülernInnen – der Normalfall ist die weitgehende Distanz zur Kirche und zum Gemeindeleben (wenn überhaupt, so wird der Gottesdienst an den kirchlichen Hochfesten besucht). Länger andauernde Kontakte mit der Gemeinde liegen weit zurück (Kinderkommunion, Firmung) und sind nicht unbedingt in guter Erinnerung.

## 2. Religiosität nach dem Traditionsabbruch – „Ersatzformen“ von Religiosität

Religion bleibt – falls sie überhaupt noch einen Ort hat – den „Super-GAUs“ des Lebens vorbehalten: Rein hypothetisch besteht bei einigen SchülernInnen noch die Vorstellung, daß Religion wichtig werden könnte angesichts persönlicher Krisensituationen (schwere Krankheit, Tod einer nahestehenden Person), andererseits haben solche Erfahrungen bei vielen keine reale Erfahrungsbasis. Diese Überlegungen haben eher den Charakter von Gedankenexperimenten.

Dennoch wollen die meisten der Jugendlichen später gewisse kirchliche Servicelei-

stungen in Anspruch nehmen (kirchliche Trauung, Taufe der Kinder). Ein Grund hierfür ist der, daß die rituelle Begleitung der Kirchen den biographisch entscheidenden und emotional hochbesetzten Lebenswenden auch einen äußeren feierlichen Ausdruck verleiht und dadurch den normalen Alltag „transzendieren“ läßt.

Was ist an die Stelle traditionell religiöser Vollzüge und Ausdrucksformen getreten?

Ich glaube, daß Musik als Ausdruck jugendlichen Lebensgefühls eine in vielerlei Hinsicht „quasireligiöse“ Funktion hat: Musik ist das Medium, das dem eigenen Lebensgefühl Ausdruck verleiht als Protest: „We don't need no education“; „We are just a brick in the wall“, als Widerspiegelung eigener Lebensdeutung: „Life is Life“. Gleichzeitig stiftet gemeinsamer Musikgeschmack Gemeinschaft, einen speziellen „way of life“ und Kommunikationsmöglichkeiten. Wer einen konträren Geschmack hat, tut gut daran, den geschickt zu verbergen oder sich Gleichgesinnte zu suchen; gelingt ihm beides nicht, sieht er alt aus.

Musik ist das Medium, zu dem man ausflippen kann, das den Kopf von Streß „leerfegt“, ist das Medium, bei dem man zu sich selbst kommt: „Nach einem stressigen Schultag oder wenn ich Zoff mit meinen Eltern habe, hau' ich mich aufs Bett, hör' meine Lieblingsmusik, und dann können mich alle mal...“

Wahrscheinlich sind Angebote wie Körperübungen, Entspannungsübungen, Vorformen der Meditation bei SchülernInnen deswegen so beliebt, weil ihnen diese Formen aus ihrem Alltagserleben vertraut sind. Dabei wird meistens positiv hervorgehoben, Zeit und Ruhe für sich zu haben, seinen Gedanken und Gefühlen ohne zensierende Leitung nachhängen zu können<sup>1</sup>.

## 3. Lebensgefühl – Lebensräume – Lebensperspektiven Jugendlicher

Schaut man sich den Terminkalender Jugendlicher an, so ist dieser in der Regel aus-

<sup>1</sup> Ich will das mit der Meditation nicht idealisieren; daß solche Angebote genutzt und auch gebraucht werden, um heiklen Themen aus dem Wege zu gehen oder um wenigstens ein Minimum an Schlaf einer „durchgemachten“ Nacht nachzuholen, versteht sich von selbst. Nun gut!

gebucht mit Verpflichtungen unterschiedlicher Art: Häusliche Aufgaben, Mitgliedschaft in Sportvereinen, regelmäßige Treffen in der Clique, Feten strukturieren den Tages- und Wochenablauf fast lückenlos. Dabei fällt auf, daß fest institutionalisierten, langfristigen Angeboten eher mit Skepsis begegnet wird. Bevorzugt werden Angebote, die einen relativen Unverbindlichkeitsgrad haben bzw. aus denen man, ohne daß Sanktionen drohen, austreten kann.

Ein ungeheures Engagement und großer Einsatz sind festzustellen, wenn es Freiräume gibt, die eigenen Fähigkeiten einzubringen und diese gemeinsam mit anderen einzusetzen: in der AG Tanz und Musik, in der AG Informatik, in Sport-AGs usw. Damit verbunden ist dann ein hohes Gefühl von Verantwortung für die Sache und für die Mitschüler.

Bei vielen Jugendlichen im Alter von 16 bis 18 Jahren fällt eine starke Gegenwartsorientierung auf, obwohl doch – gemäß entwicklungspsychologischer Theorien – insbesondere in diesem Lebensabschnitt der Entwurf einer eigenen Zukunft relevant wird, Möglichkeiten hypothetisch durchgespielt werden.

Fragen danach: „Was möchtest du im Alter von 30 Jahren erreicht haben?“, werden als unangenehm empfunden; eine solche Zeitspanne scheint nicht mehr faßbar zu sein. Die persönliche Zukunft insbesondere im Hinblick auf den Beruf(seinstieg) gilt als unberechenbar und angstbesetzt, und man denkt am liebsten nicht darüber nach. Zukunft wird von vielen weniger konzeptualisiert als Horizont offener, konstruktiv zu nutzender Möglichkeiten, sondern eher als „schwarzes Loch“: Angstbesetztheit von Zukunft wirkt in die Gegenwart hinein. Die als unsicher erlebte Zukunft erzeugt einen großen schulischen Leistungsdruck, Resignation, Apathie und Wut bei denen, die sich häufig überfordert fühlen und denen Schule wenig Erfolgserlebnisse ermöglicht, Konkurrenzgefühle denen gegenüber, die „besser“ sind. Die als unsicher und unberechenbar erlebte Zukunft erzeugt eine starke Verdängungsleistung als Überlebensstrategie: Man versucht diese Ängste nach Möglichkeit nicht so häufig hochkommen zu lassen.

Schule ist angesichts dieses Lebensgefühls kein „Lebensraum“, sondern eine ständige Konfrontation mit dem, was angst macht: Zensuren und Zeugnisse sind emotional hoch besetzt, erhofft man sich doch irgendwie von ihnen noch eine Eintrittskarte in den erwünschten Beruf/in das erwünschte Studium; allerdings wird auch diese interne Logik des „durch Leistung zum Erfolg“ von vielen angezweifelt. Daraus folgt, daß die Frage nach dem Sinn und Zweck von Lernen und Bildung zwar noch von allen auf der Ebene eines „Schulstunden-Über-Ich“ beantwortet werden kann; bei vielen hat diese Antwort aber keine emotionale und reale Erfahrungsgrundlage mehr. Das bedeutet, daß für viele SchülerInnen die Schule als ein Ort erfahren wird, an dem sie ihre Gegenwart für eine Zukunft opfern, die nicht im Blick ist. Gleichzeitig erleben Jugendliche und junge Erwachsene, daß in den Medien (Werbung, Politikerreden . . .) Zukunft und Zukunftsorientierung immer mehr betont werden; es grenzt an kognitive und psychologische „Akrobatik“, diese divergierenden Wirklichkeitserfahrungen zu integrieren.

Der für Jugendliche noch berechenbare Zukunftshorizont scheint sich häufig auf die Zeit bis zum Schulabschluß zu beschränken. Die unsichere Zukunft führt bei vielen zu dem Gefühl, nicht erwachsen werden zu wollen und/oder zu können. Ich habe den Eindruck, daß Jugendliche heute länger im Raum der Familie bleiben (und bleiben wollen), denn diese garantiert (bei allem „Streß“) ein hohes Maß an wirtschaftlicher Sicherheit und emotionaler Geborgenheit und gleichzeitig auch ein hohes Maß an persönlicher Freizügigkeit (Urlaub, Ausgehen). Im Hinblick auf die Familie bahnen sich Veränderungen an: Familienleben im traditionellen Sinne wird selten. Die Gelegenheiten, an denen sich die Familie als ganze versammelt (etwa bei gemeinsamen Mahlzeiten) schrumpfen, da jedes Familienmitglied mehr und mehr seine eigene Tageszeitstrukturen hat, die mit denen der anderen nur noch schwer koordiniert werden können.

Für die Zukunft scheint mir die Unterscheidung zwischen „Ursprungs-“ und „Fortführungsfamilie“ wichtig zu werden und die Berücksichtigung daraus entstehender psycho-

sozialer Krisen, denen Jugendliche schon früh ausgesetzt sind.

#### 4. *Erworbene Sprachlosigkeit*

Begibt man sich heute mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen in einen Themenfindungsprozeß, so stößt man vielfach auf ihre Schwierigkeiten, eigene Interessen und Bedürfnisse zu artikulieren, für diese im Dialog mit anderen einzutreten und mit anderen gemeinsame Interessen, Bedürfnisse herauszufinden. Meistens kristallisieren sich im Laufe eines solchen Prozesses dann Fragen auf der psychosozialen Ebene heraus: die Interaktion in der Klasse, der Wunsch, sich und die anderen „richtig“ kennenzulernen (ich möchte mal wissen, wie es den anderen „wirklich“ geht, was sie „wirklich“ denken), Suche nach Möglichkeiten, Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen aufzubauen, Gefühle zu versprachlichen, der Wunsch nach repressionsfreier Kommunikation. Dabei signalisieren diese Wünsche häufig gerade die eigene Unfähigkeit: Miteinander zu streiten, Konflikte wahrzunehmen und zu bearbeiten, Konfrontationen zuzulassen wird zwar gewünscht, gehört aber nicht unbedingt zum Verhaltensrepertoire. Dieses anfanghaft einzuüben wird dann häufig auch als mühsam erlebt, und der Wunsch nach eher strategischem Vorgehen wird schnell artikuliert. Diese Wünsche weisen auch auf ein Defizit im Erleben von Schule hin: Kommunikatives Verhalten scheint selten im Raum von Schule eingeübt zu werden<sup>2</sup>. Schule scheint eher als ein Ort erfahren zu werden, in dem monologisches Arbeiten gefördert und gefordert wird, in dem individualistische Leistungsanforderungen und individualistische Leistungsbewertungen wenig Solidaritäts- und Verantwortungserfahrungen ermöglichen.

#### 5. *Auf der Suche nach Anknüpfungspunkten*

Ich denke, es gibt zwei Möglichkeiten, mit der gegenwärtigen Situation umzugehen: man kann sie beklagen (und die „gute alte Zeit“ herbeisehnen) oder man kann sie als

<sup>2</sup> Ich will und kann hier nicht nach Gründen fragen, und ich will schon gar keine Schuld oder Verantwortung zuweisen – am wenigsten an die Lehrer, die dieses Problem selbst wahrnehmen und auch ebenso wie Schüler darunter leiden; jedenfalls ist das der Eindruck aus vielen Gesprächen mit Lehrern.

Realität mit ihren positiven Möglichkeiten anerkennen, denn eine andere gibt es nicht; und die, die ich ausschnittsweise geschildert habe, ist sicherlich nur typisch für ländlich-mittelstädtische Gegenden, in städtischen Ballungsräumen sieht die Situation sicherlich noch einmal anders aus.

Ich glaube, daß die (Religions-)Pädagogik keine fertigen Antworten auf die gegenwärtige Situation hat – wahrscheinlich auch nicht haben kann, vielleicht nicht einmal haben sollte. Die Aufgabe, vor die religionspädagogisches und pädagogisches Handeln gestellt sind, hat H. Peukert umrissen:

„Es geht nicht mehr nur darum, sich an der ‚Sollbruchstelle‘ des Generationenwechsels Traditionen in eigenständiger Interpretation kreativ anzueignen und so umzugestalten, daß man einen eigenen Lebensentwurf in distanzierender Reflexion gegenüber bisherigen Lebensformen verwirklichen kann. Nach dem Grundgefühl eines großen Teils dieser [d. h. der jungen, G. B.] Generation geht es vielmehr darum, *überhaupt leben zu dürfen*. Sie sieht sich, wenn sie ihre eigene Lebenszeit zu überblicken versucht, vor Aufgaben gestellt, die noch keiner Generation vor ihr aufgegeben waren.“<sup>3</sup> Ich glaube, daß jeder Versuch, Traditionsgehalte zu vermitteln, zum Scheitern verurteilt ist, da diese an Voraussetzungen anknüpfen, die der Lebenswelt und Lebenserfahrung Jugendlicher und junger Erwachsener immer weniger entsprechen: Die Erfahrungsbasis für umfassende Sinnentwürfe, wie sie die Religionen anbieten, sind prekär geworden.

Vielleicht liegt eine Möglichkeit darin, daß sich die Religionspädagogik in einem Verständigungs- und Kooperationsprozeß mit der Pädagogik verstärkt der Frage widmet, ob und wie überhaupt solche Erfahrungsgrundlagen wieder ermöglicht werden können. Auch im Bemühen um die Hervorbringung solcher Voraussetzungen sehe ich eine genuine Aufgabe religionspädagogischen und seelsorglichen Handelns.

Ich glaube, daß das u. a. geschehen kann: – in der Bereitschaft, auf das zu hören, was Jugendlichen wichtig ist;

<sup>3</sup> H. Peukert, Praxis universaler Solidarität. Grenzprobleme im Verhältnis von Erziehungswissenschaft und Theologie; in: E. Schillebeeckx, Mystik und Politik. Theologie im Ringen um Geschichte und Gesellschaft (FS für J. B. Metz), Mainz 1988, 172–185, hier 179.

- im Ermöglichen repressionsfreier Kommunikationsprozesse und Kommunikationsräume; im Einüben kommunikativer Fähigkeiten und in der Unterstützung individueller Kompetenzen, die für das (Über-)Leben in modernen komplexen Gesellschaften notwendig sind (Selbstvertrauen, kommunikative Kompetenz);
  - im Eröffnen von Erfahrungsräumen, die nicht von vornherein pädagogisiert sind und unter irgendeinem Effizienzdruck stehen, die es ermöglichen, das, was wichtig ist, gemeinsam auszuhandeln, ohne irgendwelche normativen Vorgaben. Erfahrungsräume und Gestaltungsräume, in denen Fähigkeiten erprobt und getestet werden können, in denen eigene Ängste ausgesprochen werden können, in denen neue Verhaltensweisen erprobt werden können.
- Indem Kirche solche Freiräume eröffnet, kann sie ihren Beitrag für die Bildung Jugendlicher und junger Erwachsener leisten, aber sie kann dies nur tun im genauen Wissen darum, daß diese Angebote Jugendliche nicht dazu motivieren, „ordentliches Mitglied“ der Kirche(n) zu werden.

## Willi Vieböck

### Die großen Pfingsttreffen in der kirchlichen Jugendarbeit der Diözese Linz

*Die Pfingsttreffen der Katholischen Jugend in Linz haben sich immer stärker zu „geistlichen Ereignissen“ entwickelt, die vom Geist der jungen Menschen leben und die zugleich in ihnen den Geist stärken. Der Beitrag kann zeigen, wie kirchliche Jugendarbeit heute bemüht ist, junge Menschen zu „be-geistern“ und ihnen zu helfen, daß sie ihre Verantwortung gegenüber der Welt besser wahrnehmen können.* red

#### 1. Zur Geschichte

Größere Zusammenkünfte haben seit jeher ihren Stellenwert in der Katholischen Jugend unserer Diözese. So gab es 1949 den er-

sten Landesjugendtag in Linz nach dem Krieg. Es gab regelmäßig Bekenntnis- und Delegiertentage. Zu einem diözesanen Treffen im Jahr der Menschenrechte 1978 folgten ca. 700 Jugendliche der Einladung der Katholischen Jugend/Land (KJL) nach Eferding unter dem Motto: „Überall Mensch sein dürfen“. Scheinbar hatte man die Wahl zwischen großer Teilnehmerzahl bei zeitlicher Beschränkung auf einen Tag oder auf intensives Arbeiten mit längerer Dauer bei gleichzeitiger Beschränkung der Teilnehmerzahl. Im April 1972 begann das Diözesansteam der KJL, monatlich Jugendliche aus der ganzen Diözese zu einem Jugendfest einzuladen. An diesem Tag sollte jeweils Lebens- und Glaubenserfahrung gemacht und ausgetauscht werden können. Die Zahl der teilnehmenden Jugendlichen steigerte sich von 160 bis auf 800. Der damalige KJL-Seelsorger schreibt dazu: „Aber immer deutlicher wuchs in unserem Leitungsteam das Unbehagen an diesem Treffen. Ist es richtig, immer wieder Hunderte von Jugendlichen für einen Tag zusammenzuholen? ... Wir entschlossen uns, die Arbeit nicht noch weiter zu verbreitern, sondern zu vertiefen. Wir sahen zwei Möglichkeiten für die Weiterarbeit: Monatliche Treffen mit höchstens 100 Teilnehmern – ein Wochenende lang – und einmal im Jahr ein Großtreffen, aber dann zwei bis drei Tage lang.“<sup>1</sup> – Für die Wochenendtreffen fand sich ein Ort auf der Burg Altpernstein, die dafür adaptiert wurde. Und der andere Gedankengang führte zu den „Pfingsttreffen“.

Allerdings kam man vom geplanten Jahresrhythmus bald ab. Bisher fanden sie in den Jahren 1973, 1974, 1976, 1980, 1984 und 1988 statt. Die längeren Abstände ergaben sich teils aus dazwischenliegenden gesamtösterreichischen Großveranstaltungen, teils auch, weil der Aufwand an Zeit und Energie für ein solches Treffen beträchtlich war. Wenn auch jeweils viele Ehrenamtliche mithalfen, so war natürlich besonders für die Hauptamtlichen damit ein Jahresschwerpunkt gesetzt.

Und noch etwas ist bemerkenswert: Waren es 1973 bis 1976 Veranstaltungen der KJL, so ergab sich für 1980 und 1984 eine Zusammenarbeit mit der KSJ und für 1988 mit KAJ und

<sup>1</sup> Franz Haidinger, Kirche von innen her erneuern helfen, in: ThPQ 124 (1976) 256.